



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 272.

Montag, 22. November

1926.

### Auf dem Eulenhof.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Ferdinand sah beistandsuchend zum Eulenhöfer hinüber; aber der hatte sich umgedreht, als wenn er mit dem Streit nichts zu tun haben wollte. Heinrich stand herausfordernd am Tisch, die Faust daraufgestemmt, und lauerte auf die Wirkung seiner Worte.

Da wandte Ferdinand sich zum Gehen und sagte, sich bezwingend:

„Wenn du nicht betrunken wärst, würde ich dich einen unverfälschten Kerl nennen.“

Da stürzte ihm Heinrich nach und schnaubte wutvoll: „Probier's nur mal!“

Der andere blieb stehen und setzte die Faust zur Abwehr in die Hüfte. Als sein Gegner noch einen Schritt auf ihn zumachte, stieß er ihn vor die Brust, daß er taumelte.

„Bleib mir vom Leibel“ knirschte er.

In diesem Augenblick hatte sich der Eulenhöfer umgewandt, und indem er drohend auf Ferdinand zuging, sagte er:

„Sie sind auf meinem Grund und Boden, Mann, bedenken Sie das!“

„Aber, Herr Eichholz, Sie haben doch gehört, wie mich der Mensch so schändlich beleidigt hat.“

„Ich sag' Ihnen, rühren Sie ihn nit wieder an, oder Sie lernen den Eulenhöfer kennen.“

Damit griff er wahllos in das Gerätebrett an der Wand und schüttelte dann drohend eine Heugabel in der Luft.

„Und im übrigen ist hier Feierabend für Sie“, setzte er in höchster Erregung hinzu.

Ferdinand sah, daß er nachgeben mußte, und sagte: „Dann werde ich dem saubern Patron ja wohl weichen müssen.“

„Man weiß nit, wer am saubersten ist“, grockte der Eulenhöfer voll Wut, „und der Dreck an den Schuhen ist bei Gott nit der schlimmste.“

„Hörst du's?“ hohnlachte Heinrich. „So jagt man die räudigen Hunde vom Hof.“

Da quoll der Zorn in Ferdinand auf, und er zuckte mit seinem Stock zum Schlag.

„Riskier's nur“, drohte Heinrich.

Da schlug ihm der Gereizte wuchtig über das Gesicht. Heinrich schrie auf wie ein röhrender Hirsch. Dann riß er dem Eulenhöfer die Heugabel aus der Hand und holte mit dem Stiel zum Schlage aus.

„Jag ihn!“ feuerte der Eulenhöfer den Wut-schnaubenden an. „Raus mit ihm!“

Aber wieder traf ihn ein Stockhieb über den Kopf.

Heinrichs Blut kochte. Er duckte sich zum Sprunge, drehte die Heugabel um und rannte wie mit einer angelegten Lanze auf seinen Gegner los. Ein murrendes Fauchen drang durch seine Zähne.

„Da du...“

Und mit einem keuchenden Schrei taumelte Ferdinand zurück.

Der Eulenhöfer sprang bestürzt hinzu, wollte ihm helfen, aber da sank er ihm ohnmächtig aus den Händen zur Erde.

„Jung, Jung, was hast du da gemacht!“ raunte der

Eulenhöfer verzweiflungsvoll. „Guck mal das Blut!“

Aber Heinrich stand kalt und regungslos da, während seine Wut langsam verrauchte. Dann sagte er mit eisiger Ruhe:

„'n Lump, wer sich seiner Haut nit wehrt. — Und Ihr habt's ja so gewollt.“

„Ich gewollt?“ machte der Eulenhöfer entsetzt, „du phantasierst.“

„Wofür habt Ihr mir sonst die Heugabel gereicht?“

„Gott, so'n Geschwätz zu machen! Nun ruf doch den Jakob, daß er den Doktor holt.“

„Ich ruf keinen“, erwiderte Heinrich trohig.

Da stürzte die Kathrin aus der Futtertücke, und als sie den Sterbenden am Boden sah, schrie sie laut gellend ins Haus hinein, daß die ruhenden Tiere im Stalle erschrecken.

11.

Der Arzt, dessen ehrwürdige Bodansgestalt allein oft schon Wunder der Heilung gewirkt hatte, war diesmal vergeblich gekommen. Kaum, daß man den Schwer- verletzten auf das Sofa gebettet hatte, war sein Leben verrohelt.

Ein leises Stöhnen klang ab und zu in die nächtliche Totenstille des Zimmers.

Elise sah fassungslos über den Verstorbenen gebeugt, die ganze Nacht. Wie sehr ihr auch Ferdinands Mutter und Babeti zureden mochten, sie wollte sein Lager nicht verlassen. Ihre letzte Lebenshoffnung lag zerstört vor ihr; sie hatte nun nichts mehr zu verlieren. Nur ein Wunsch war in ihr: erlöst zu sein von all dem Leid ihres Daseins.

Unterdessen schritten die beiden ruhlosen Männer durch den dunklen Bergwald der Stadt zu.

Heinrich hatte sich der Schmach einer Verhaftung durch die Polizeidiener nicht aussetzen wollen; anstatt am Morgen, vielleicht gar noch gefesselt, wie ein schlimmer Verbrecher durch den Fleden zum Bahnhof geführt zu werden, wollte er sich lieber freiwillig dem Richter stellen, während der Eulenhöfer sich sogleich erboten hatte, als Schutzzeuge für ihn einzutreten.

„Daß es auch so weit kommen mußte!“ flüsterte er seinem finster schweigenden Begleiter zu.

„Ihr habt mir das Eisen in die Hand gedrückt“, trogte er.

„Bei Gott nit, Heinrich.“

„Wie war ich sonst auf so einen Gedanken gekommen? Und: jag ihn raus! habt ihr gerufen. Aber da hatt' ich schon einen mit dem Knüttel im Gesicht.“

Gewiß, er hat angefangen. Aber einen übern Häufen zu stechen...

„Ihr habt mich geheht, sonst wär es nit passiert.“

„Wenn du mir so kommst, Heinrich...“

Er blieb stehen und machte Miene umzukehren.

Aber Heinrich lenkte ein:

„Ich sag' ja nix, Eichholz. Ihr sollt ja ganz aus der Sach rausbleiben.“

„Das ist ein ander Wort.“

„Ich froh es allein aus. Einer gegen einen, das gilt als Notwehr.“



„Es war ja auch Notwehr.“  
„Und dabei müßt Ihr unbedingt auch bleiben, wenn Ihr ans Zeugen kommt. Nix anders sagt Ihr. Dann pad ich Euer Bündelchen noch mit auf.“

„Meins trag ich selber.“

„Gut, dann kommt Ihr grad so gut hinter die Traljen.“

„Ich hab' meiner Seel nit dran gedacht, einen umzubringen.“

„Ich grad so wenig. Aber wenn Ihr einem 'n Gewehr in die Hand drückt, dann wollt Ihr auch haben, daß er schießt.“

„Ist das der Dank dafür, daß ich dich auf den Hof geholt hab'?“

„Ei, nun versteht mich doch! Ich nehm ja alles auf mein Konto. Ich will nur wissen, daß Ihr mich nachher nit im Dreck sitzen laßt, wenn alles glücklich überstanden ist.“

„Im Dreck laß ich dich nit sitzen, aber Kuddekmuddel mach ich auch nit.“

„Meinetwegen! Bringt die Schand nur auf den Hof, daß Ihr geholfen habt, einen totzuschlagen.“

„Dann hätt' mich der Hof, weiß Gott, das letzte Mal gesehen.“

„Dann nehm doch Verstand an! Ihr wißt einfach nix anders, als daß er mich mit dem Knüppel gehauen hat, und dann hab' ich mich gewehrt und bin so unglücklich gegen ihn angerannt.“

„Das stimmt. Dabrauf kann ich die Finger in die Höh heben.“

„Dann sind wir ja einig. Und nun gebt mir die Hand drauf, daß ich mich auf Euch verlassen kann.“

Der Eulenhöfer spürte seine Rechte eisern umklammert, als sollte sie nie wieder frei werden, und unter den schweren Tritten Heinrichs hörte er hohl den Waldboden dröhnen.

Ein Nachtvogel flatterte über ihnen auf.

Der Eulenhöfer erschrak, und sein dunkles Sinnen wurde auf einmal wieder laut:

„Ja, da hat man 'n Mut auf einen, daß man ihn vergiften könnt, und nachher, wenn's passiert ist . . . Nit mal denken darf man so was, nit mal denken! Sonst wird es wahr und wahrhaftig. Und wir haben es alle zwei gedacht.“

„Ja, wir waren alle zwei giftig auf ihn.“

„Und so Gedanken werden lebendig in einem, und dann ist man wahrhaftig nit mehr Herr drüber. Heinrich, Heinrich, Totschläger sind wir geworden.“

Die Frühnebel tanzten nachtmüde auf dem Rheinstrom, da stiegen die beiden zur Stadt hinab.

Noch oft war der Eulenhöfer wieder wankelmütig geworden. Sollte er wirklich diesen Pakt halten, daß Heinrich die ganze Schuld auf seine Schultern nahm? Sollte er sich ihm zu Dank verpflichten? Oder war's nicht besser, unumwunden die Wahrheit zu sagen? Konnte ihm dann etwas geschehen? Für heimliche Gedanken vielleicht, die er gedacht hatte?

Aber dann hatte ihm wieder Heinrichs Wort von der drohenden Schande, die seinen Hof trafe, ins Ohr geklungen, und als er dann gegen Mittag endlich vor dem Untersuchungsrichter stand, da war's ihm, als sei sein Wille ganz in eine fremde Gewalt gegeben.

Mittags, nachdem man Heinrich in Haft genommen hatte, trottete der Eulenhöfer müde auf dem Weg zurück, den sie nachts gekommen waren. Den Zug zu benutzen, sich auf der Straße vom Bahnhof den Blicken der Gaffer auszuleihen, wäre ihm eine unerträgliche Marter gewesen.

Nun war er wieder daheim. Auf seinem Hof! Aber nie hatte er sich so wenig Herr darauf gefühlt wie jetzt. Es stand mit einemmal eine Nacht über seinem sonst so unabhängigen Herrscherwillen. Die drückte ihn grauam nieder. Aber sobald ihm diese knechtliche Schmach zum Bewußtsein gekommen war, straffte er sich auf und hielt Gericht über sich. Nein, er hatte nichts Unrechtes getan. Seine Feindschaft gegen Ferdinand Hiller war eine Feindschaft des Hofes gegen seinen Bernichter gewesen. So lang der Herrgott tut den Eulenhof erhalten, soll nur ein Eichholz drauf schalten und walten. Elise war die Rechte seines Stammes; das gebot ihm, sie

dem Hofe zu erhalten und, wenn's nötig war, auch zu erkämpfen. Daß dieser Kampf so furchtbar enden mußte, war nicht seine Schuld. Wo Pflicht gebietet, gibt es keine Schuld. Und was Heinrich ihm drohend einge-redet hatte, das war die Stimme der Versuchung gewesen, ob er sich auch bewähre. Und er wollte sich bewähren. Die Stirn hoch! Den Nacken steif! Ein Eulenhöfer beugt sich nicht.

Aber das gab ihm doch nur für Stunden Trost und Kraft. Dann stand wieder der Gedanke an den Toten in ihm auf. Das Pflaster des Hofes war mit Blut besudelt worden. Ein Mord war auf ihm geschehen. Aber alles andere hätte man hinwegkommen können, aber hierüber nicht. Man hätte das Mitleid mit dem schwergeprüften Mädchen verwinden können, man wäre auch mit der Verachtung im Dorf fertig geworden. Doch diese Bluttat war etwas, das war noch stärker als der Bauerntrost, der die Liebe zum Kinde hatte unterjochen können.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Hof.

Von Julius Kreis.

Der Kastanienbaum rauschte vor dem Fenster, und wenn man sich reckte, dann reichte die Kinderhand vom Fenster des Schusters Marlinger bis ins Laub. Wenn der Herbst kam, holte man sich die großen, grünen, igeligen Kastanien herein, und am Feierabend machte der Marlinger daraus Mandeln und Viecher, daß es eine wahre Pracht war. Zündhölzln — ein bißchen Schusterdraht — bunter Wolle — und die schönen, glänzenden, braunen Kugeln dazu: fertig war Rob und Reiter.

Der Kastanienbaum war die Seele des kleinen Grobstadthofs. Über die niedere Hofmauer hinweg grühten die Bäume der Nachbarhöfe und es ging zwischen Vorderhaus und Rückgebäude die ganze Straße entlang wie ein einziger großer Grastoppich, durchschnitten von einer gepflasterten Traverse. Wenn im Frühjahr der erste, gelbe Sufatlattich sich schlichten in der Sonnenecke aus den Salmen hob, war's ein großes Fest. Da bauten die Kinder aus Spreikeln und Spänen einen Zaun herum, und der Tandler Brömeißl kam eigens aus dem kleinen Lagerraum, schob die Brille auf die Stirn und besah sich den Frühling.

In der Teppichstange an der Mauer brachte uns kleineren Buben der große Bruder vom Sporer Frihl den Bauchschwung bei, und hinten in den Kisten vom Tandler Brömeißl hatten die Mädeln ihren Puppenkram eingerichtet, lochten, nähten und hatten großes Zeter und Mordio, wenn die Brüder kamen und Gericht um Gericht wegtraten. War dann Geheul und Kampfgeschrei gar zu arg, dann ging oben beim Marlinger, der zugleich Hausmeister war, das Fenster auf und ein brauner Arm schwang drohend den Ankerriemen. Der Tandler Brömeißl breitete an sonnigen Tagen, wie einen Ribelungenhort, seine Schätze zum Aussonnen im Hof aus: alte Kürassierhelme und Federbetten, vor denen uns die Mutter inständig warnte, Messingmörser, antike Gipsfiguren und neuzeitliche Hausgebrauchs-Porzellangefäße. Dazwischen spazierte einmal dahin, einmal dorthin pickend und nicht zuletzt auf die Federbetten, der „Jadl“, die schwarze Dohle, die der Tandler Brömeißl an Kindesstatt hielt.

In der anderen Hofecke hatte der Schreiner seinen Platz. Bei Regen hockten wir wie Bühner unter dem Dach der Bretterhütte, und in der Mittagszeit schloß dann der Alisi, der Lehrbub, zu uns und erzählte uns seine Räuber-, Gespenster- und Mördergeschichten, daß es uns nur so kalt über den Buckel lief. Wenn die Schreiner Brotzeit machten, war für uns Buben Feiertag. Da galt es, dem Dreiquartl zu holen und dort um sechs Pfennig Badsteiner oder eine Lungal, und wenn die Mutter immer über unsere Seittlkeit beim Mittagessen klagte: hier bei den Schreibern schmeckte es uns am besten. So ein Stück Limburger auf einer Brotschnitte oder den Rest der Lungal auslöffeln — das waren für uns die wahren Tafelfreuden! Viel kostbarer als das Rindfleisch zu Hause oder die Rohrnudeln oder das Kartoffelgemüß!

Manchmal durften wir auch „beim Diefern“ mitfahren. Wenn dann der Gesell und der Lehrbub den Handwagen mit den Fensterstöcken durch die Stadt fuhren, schoben wir fest mit. Heimzu durften wir dann aussteigen.

So alle Halbjahre kam vor das Haus eine schwarze Dampflokomoobile — höchste Sensation für die Kinderwelt der Straße! Durch den Hausflur über den Hof führte ein dicker Schlauch, und es pufete weithin, aber nicht nach den Spezereien Arabiens.



Bei langem Regen aber war's am schönsten. Da stand der Hof zwei Handbreit unter Wasser; denn der Abflussschacht war immer verstopft, und dann wertien der Marslinger und der Brömmel mit langen Stangen im Kanal herum und hatten die Hosen über ihre haarigen Wadeln gestülpt und wir plantschten voll Lust um sie und um den Kastanienbaum herum.

Im zweiten Stod wohnte der alte Inspektor Fingerl. Sein Balkon war ganz von Bohnen und Geißblatt überwachsen. Der alte Herr war sonst ein Inurriger, schrulliger Sonderling, der den Leuten im Hause aus dem Wege ging. Die Kinder mochte er lieber. Von Zeit zu Zeit gab's ein großes „Fischen“. Da stand der Fingerl in seinem roten Schlafrock, mit der Türkentappe und der Pfeife wie ein Epikuremann auf seinem Balkon und ließ an einer langen Schnur allerhand Kinderherrlichkeiten, in den Hof baumeln. Kleine Mundharmonikas, Farbstifte, Bleisoldaten, Püppchen, Kreisel, Lebkuchen, Pfeiserln — das alles schaukelte handhoch über Reichweite, und wir sprangen und klappten, bis einer mal einen glücklichen Griff tat. An solchen Scherzen hatte der Alte oben seine Freude, aber mehr noch wir da drunten im Hof, und unsere Köpfe glühten vor Aufregung, Erwartung und Freude über den glücklichen Fang.

Alle zwei, drei Tage kam der Drehorgelsmann, für ihn das Geld zu sammeln, war uns höchste Auszeichnung. Hin und wieder kam ein alter Italiener mit einem dressierten Affen, oder der Scherenschleifer ließ in der Hofede sein Rad laufen, indes sein ruppiger Schnauz wütend den fauchenden Ringo, den Hauskater, auf der Hofmauer anbellte. Alle diese Leute mit ihrem geräuschvoll an der Öffentlichkeit und im Umherziehen verübten Beruf waren uns verehrungswürdig und das Ideal unserer zukünftigen Berufswahl. Daß das Leben hier mit rauher Hand Hoffnungen geknickt hat, ist nicht unsere Schuld.

So war der Hof ein wahres, grünes Kinderparadies mitten in der steinernen Stadt und fast immer, wenn eine fröhliche Erinnerung an diesen Tagen auftaucht, ist sie umschattet und umrauscht von dem alten Kastanienbaum im Hof.

Heute ist von ihm nichts mehr da. Die alten kleinen Hinterhäuser sind abgerissen und Fabriken, Garagen, Lagerhäuser, stehen an ihrer Stelle. Unser alter Hof hat keinen grünen Teppich mehr. Auf Zementboden wächst kein Gras. Öl und Benzinladen schillern giftig in der Sonne, und wo in der alten Schreinerwerkstätte waderes Handwerk pochte, hämmerte und schnitt, da laufen heute Transmmissionen und an den Mauern stehen Motorräder und Autos, durch das hohe, erweiterte Tor fährt's und knattert's ein und aus. Kein Platz mehr für Kinder. Und an der Stelle, wo uns früher der Wolf mit den sieben Geiseln bis ins Herz erschauerte, wenn sie der Lehrbub nach Feierabend zähnefleischend und mit graufä verstellter Stimme erzählte, da horcht heute ein kleiner Knirps auf ein heranknatterndes Schnauferl und sagt zu seinen Kameraden: „Betten ma, daß dös a' „Viktoria“ is und loa' BMW!“

## Männer.

(Eine ernsthafte Dadelgeschichte.)

Von Elsa Felten-Schred.

Als ich den kleinen Männer zum erstenmal sah, hatte er ein blaueselbendes Schleifchen umgebunden und lag in einem schönen neuen, mit weichen Kissen ausgepolsterten Hundebettchen. Er war aber auch ein gar zu putziges, drolliges Kerlchen.

Und ein Nichtsnutz! Ihr hättet nur sehen sollen, wie er die Ohren umlegte, die Augen zumachte und so tat, als schliefe er, wenn es ihm mal nicht pumpte, daß er ein Pföfchen geben sollte, wenn Frauchen Besuch bekam. Aber wenn es hieß: „Da, Männer! Zuderchen!“ das hörte er und wäre darum aus einem siebenmal tieferen Schlaf aufgewacht.

Oder aber, wenn er am Fenster saß, hinunter schaute auf Raro, den Hausmeisterhund, der ein ganz gewöhnlicher Haushund war, keinen Stammbaum, dafür aber immer Hunger hatte. Der vor jeder trockenen Brotkrinde erst ein Männchen machen mußte und obendrein, zum Danke noch freudig bellend, den Spender umkreiste. Wegen einer trockenen Brotkrinde.

Männer zog hochmütig sein vornehmes Näschen in die Höhe. Ja, das konnte Männer vorzüglich, denn Männer war ein Rassehund. Ein echter, reindrassiger Dadel. Und Männer hatte einen Stammbaum.

„Mutter“, hatte er in seinen ersten Lebenstagen seine Erzieherin gefragt, „für was haben wir eigentlich unsere Schnauzen?“

„Zum Knurren und Schimpfen, wenn uns etwas nicht paßt!“ hatte die erwidert.

„Und zu was dienen die Nasen?“ hatte Männer weiter gefragt.

„Den gewöhnlichen Hund zum Niesen, uns vornehmen aber zum Rümpfen und Hochtragen!“ war die Antwort gewesen.

Einer solch feinen Familie entstammte also Männer, der seine Nase nur zum Rümpfen und Hochtragen besaß und oft und reichlich davon Gebrauch machte. So jung er noch war, so eingebildet und verwöhnt war er auch schon.

Kein Wunder war's, denn Frauchen hatte Männer, als sie mit Herrchen von der Hochzeitsreise zum erstenmal in ihr neues Heim kam, dort vorgefunden. Inmitten von Blumenkörben, seinem hauchdünnen Porzellan und sonstigen wertigen unbrauchbaren Dingen, lag der kleine Schelm und wurde von dem hocherfreuten Frauchen mit Süßigkeiten und Liebkosungen überschüttet.

Männer liebte solche überschwänglichen Zärtlichkeitsausbrüche ja nicht sehr besonders. Viel lieber hätte er mit noch anderen seinesgleichen einen echten rechten Hundekrieg aufgeführt, und mußte so seinen Latendrang nur auf die Unternehmung der unzähligen, seine Umgebung verunstaltenden Rissen und Polster verwenden, die er auf ihren Inhalt untersuchte, aber so gründlich, daß die Felsen und Flocken nur so in der Luft herumwirbelten.

Und da geschah das Unglaubliche, das sein junges edles Hundehertz nicht zu fassen vermochte. Statt daß Frauchen ihn lobte und belobte, weil er mit diesen unbekannten Feinden so gründlich aufgeräumt hatte, statt dessen bezog er tüchtige Schelte, ja sogar zu einigen festen Klapsen ließ Frauchen sich hinreißen.

Von da an traute Männer den Liebkosungen, die ihm zuteil wurden, nie mehr so ganz recht. Auch war es oft schon vorgekommen, daß er nichtsahnend auf Frauchens Schoß gelegen hatte, schlief und träumte, und sich auf einmal etwas plöcklich und unsanft auf der Erde wiederfand, während Frauchen auf einem großen, glänzenden, schwarzen Hund unbarmherzig herumzuschlug, daß das arme gequälte Tier laut aufschrie und heulte. Und Frauchen schrie noch lauter und haute immer mehr zu. Dann kniff der erschreckte Männer den Schwanz ein, kroch unters Sofa und heulte mit seinem Leidensgefährten um die Wette.

Als ich Männer später wieder sah, war er größer und älter geworden und trug statt einer blauen Schleife längst ein Halsband. Auch sein Hundebettchen, dessen gesamter Inhalt nur noch aus einer alten Decke bestand, befand sich nunmehr auf dem Vorplatz. Kaum erinnerte er sich noch an die Zeit, wo sein Platz auf Frauchens Schoß war, und auch die Belohnung, auf der Fensterbank zu sitzen und mit Frauchen zusammen nach Herrchen auszuschauen, ward ihm schon lange nicht mehr zuteil.

Herrchen war aber auch manchmal gar zu schlechter Laune. Oft schon, daß er ihn mit großer Freude und lautem Gebell auf der Treppe begrüßte, hatte Herrchen nicht einen einzigen freundlichen Blick für Männer.

Und Zuder gab's auch keinen mehr. Männer wußte kaum noch, wie solcher schmeckte. Nur manchmal des Nachts träumte er davon und fühlte, wie eine warme weiche Hand zart über sein Fell streichelte, so daß er mit seiner rauben Zunge herausfuhr, leckte und leckte und sich freute und vor Freude mit dem Schwanz wedelte und aufwachte. Da war's nur ein Traum gewesen.

Und neulich habe ich Männer wiedergesehen. Hungernd und frierend vor der Tür sitzend.

Herrchen ist meist verreist und Frauchen oft nicht zu Hause. Froh bellend wollte er sie begleiten und ließ ihr nach, die Treppe hinunter, durch das Vorgärtchen. Die Tür schlug zu, Frauchen tauchte davon. Ohne sich umzusehen, stieg sie in die erste daherkommende Elektrische ein und Männer stand da und sah ihr traurig nach. Später gab's Regen; da ließ Männer nach Hause, fand die Tür zu und sah nun im Regen und wartete, hatte Hunger, und wartete, bis es dunkel wurde. Schlich dann traurig davon, suchte sich in irgend einer Ede ein trodenes Plätzchen und schlief ein.

Als er des anderen Morgens die Tür offen fand, kannte seine Freude keine Grenzen. Er lief und lief, treppauf, durch die Tür und hätte beinahe Frauchen umgerannt, die gerade im hellblauen, mit weißen Spitzen verziertem Morgenrock aus der Tür trat. So groß war seine Freude. Doch mit den Worten: „Pfui! Du schmutziges Tier! Sinaus mit dir!“ fakte ihn unsanft eine raube Hand am Kragen und beförderte ihn aus dem Zimmer.

Wohl stellte ihm die Köchin später eine dünne Waffelsuppe mit eingebrotem Brot vor, die Männer heißhungrig hinuntergeschlang, aber die Tür ins Zimmer blieb ihm von nun an verschlossen. Und immer öfter und öfter kam es vor, daß er vor die Tür und auf die Straße geigt wurde, wo er dann bleiben mußte, stundenlang. So viel er auch lauerte und aufbakte, die Tür öffnete sich nicht und keine Stimme ludte ihn. Und niemand liebte ihn mehr. Wenn ihm die



mürrische Köchin trägt ab und zu eine magere Suppe hingestellt hätte, oder mitleidige Kadi\* ersente ihm einige Gebälle gegönnt hätten, Männen hätte verbungern müssen. Und wie mager war er geworden, wie struppig und rauh sein Fell. Kein Wunder, wie lange hatte ihn keine Bürste mehr berührt und seine Hand ihn mehr gestreichelt.

Wie sehr beneidete er jetzt den Kato, über den er einst die Nase gerümpft hatte. Der saß in seiner Hütte, wohlgenährt und geliebt von seinem Herrn, der ihm täglich eine Extraspende, in Papier eingewickelt, brachte, ihn streichelte und lobte, wenn er unaufgefordert eine Pfote gab.

Kast wüßte Männen gar nicht mehr, wohin er gehörte. Schon tagelang war er ausgesperrt gewesen. Man hatte ihn einfach vergessen. Nun er nicht mehr drollig und jung war, hatten sie ihn verstoßen. Männen war heimatlos geworden.

Vom Regen durchnäßt, halb tot vor Hunger und Kälte, vor Schmutz starrend, haben ihn endlich mitleidige Hände aufgenommen, ihn gebadet, gekleidet und ihm ein warmes, trockenes Plätzchen gegönnt. Zwar nicht in einem weichen, bandgeschmückten Körbchen, aber in einer zugewärmten Ecke, gar nicht weit von der Veranda, durch deren Glastür die lieben Sonnenstrahlen hereinstrahlten. Und Männen hat wieder satt zu essen und blinzelt mit seinen alten, halbblinden Augen dankbar in die Wärme, pendelt mit dem Schwänzchen, wenn eine gütige Hand über sein raubes, gebleichtes Fell streicht und ihm ein liebes Wort gönnt.

Ab und zu ruft ihn die Erinnerung noch manchmal zurück vor die Tür, hinter der er seine ersten und schönsten Lebensmonate verlebte. Doch die öffnet sich für ihn nicht mehr. Es ist, als ob fremde Menschen darin wohnen.

Und doch habe ich Männen früheres Frauchen vor einigen Tagen aus der Tür kommen sehen. Und auf dem Arm trug sie einen jungen redbraunen Pinscher mit einer großen hellblauen Schleife umgebunden.

## Eine Geisterbeschwörung.

Von Fedor B. Isjagin.

Als der alte Fürst Pawel Jegorowitsch Gagarin, Statthalter im Kaukasus, starb, hinterließ er nur eine Tochter: die junge, bildschöne Olga Pawlowna. Die Fürstin war schon längst, bald nach der Geburt ihres einzigen Kindes gestorben. Um so inniger und zärtlicher, mit gerader abgöttischer Liebe, hing der greise Fürst an seiner Tochter, die er überallhin mit sich nahm, ob ihn der Weg nach Petersburg, Tiflis, Baden-Baden, Paris oder Nizza führte. Und auch Olga Pawlowna, verwöhnt und mit Zärtlichkeiten überhäuft, verehrte und liebte ihren alten Vater mit einer Schwärmerei und Inbrunst, die jedes andere Gefühl in ihr erstickte, so daß sie, trotz glänzender Anträge zahlreicher Verehrer, bis zum Tode ihres heißgeliebten Vaters seinem einzigen Mann irgend eine Beachtung schenkte.

Als Fürst Gagarin starb, zog sich Olga Pawlowna von aller Gesellschaft und Geselligkeit auf das väterliche Gut im Tambowschen Gouvernement zurück. Nur wenige, treu ergebene Angestellte, Vertraute ihres Vaters, bildete sie in ihrer Umgebung. Der alte Haushofmeister Onissim, ergraut im fürstlichen Dienst, einst Kammerdiener der verstorbenen Fürstin, leitete, den Wünschen seiner jungen Herrin klavisch ergeben, mit eiserner Würde das Hauswesen.

Die mächtigste Stellung im Schloß aber nahm Mich Mabel Greenwood ein, eine ältere Engländerin, die der Fürst einmal als Erziehlerin engagiert hatte, und von der sich Olga Pawlowna nicht mehr trennen konnte. Unter dem Einfluß dieser absonderlichen Dame wandte sich die junge Fürstin immer mehr dem Mystizismus und den okkulten Wissenschaften zu. Immer tiefer vergrub sie sich in die Welt des Übernatürlichen, von dem heißen Drang getrieben, wenigstens auf diesem Wege mit ihrem innig geliebten Vater in Verbindung zu treten.

Zu dieser Zeit machte ein junger Franzose namens Pierre Ducroix als Geisterbeschwörer viel von sich reden. Auf Anraten von Mich Greenwood ließ die Fürstin Monsieur Ducroix aus Paris kommen, um mit ihm eine Seance abzuhalten und womöglich den Geist des Vaters zu beschwören.

Nach wochenlangen Übungen und okkulten Vorbereitungen sollte endlich am Namenstag der jungen Fürstin der Versuch gewagt werden. Was sich tatsächlich auf dieser Seance ereignete, konnte später nicht festgestellt werden, da Olga Pawlowna an jenem verhängnisvollen Abend irrsinnig wurde, während Mich Mabel Greenwood einen Herzschlag erlitt, dem sie noch in derselben Nacht erlag, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Bei seiner Vernehmung gab aber Monsieur Ducroix folgende Aussagen zu Protokoll:

„Die Fürstin, Mich Greenwood und ich nahmen wie gewöhnlich nach dem Abendessen im grünen Salon den Tee ein. Um zehn Uhr klingelte Olga Pawlowna, der alte Haushofmeister Onissim trat ein und räumte das Geschirr ab. Dabei ließ er eine der kostbaren Sedrestaffeln fallen, die klirrend in Scherben sprang, was der alte Mann sich so außersah, daß er in Tränen ausbrach. Auch Olga Pawlowna erschrak, denn es war gerade die Diebstahlskiste ihrer verstorbenen Mutter gewesen, die sie nur selten, wie heute an ihrem Namenstage, benutzte. Aber sie faßte sich bald, klopfte Onissim, der schluchzend die Scherben aufhob, auf die Schulter und befahl ihm, sich zur Ruhe zu legen.“

Als der Haushofmeister sich entfernt hatte, begaben wir uns in das blaue Kabinett, wo immer unsere Seancen stattfanden. Ich selbst verschloß sorgfältig die beiden einzigen Türen, die in den Salon und die Bibliothek führen, und ließ die Schlüssel im Schloß stecken. Eine große Erregung hatte sich unter bemächtigt, denn wir alle fühlten, daß etwas Außerordentliches bevorstand. Nach inbrünstigen Gebeten sprach ich um zwölf Uhr, als die Turmuhr schlug, die Beschwörungsformel aus, die von der jungen Fürstin mit ergreifendem, fliehenden Stammeln wiederholt und mit diesen Worten beschloßen wurde: „Vater, mein innigstgeliebter Vater, erscheine!“

Was hierauf folgte, kann ich nur ungefähr wiedergeben, da ich unter der Wucht dessen, was jetzt geschah, zeitweise die Sinne verlor. Ich weiß nur so viel, daß plötzlich durch die von innen verschlossene Tür, die zur Bibliothek führt, der Haushofmeister Onissim erschien, wehmütig, unendlich traurig und gequält lächelnd, und sich mit einer solchen unbegreiflichen Demut und Unterwürfigkeit dreimal tief vor der Fürstin verneigte, als wollte er sie flehend für ein schweres Unrecht um Verzeihung bitten. Schmerzlich lächelnd, und ebenso lautlos, wie er gekommen war, verschwand er wieder durch die verschlossene Tür. Die junge Fürstin schrie entsetzt: „Mutter!“ und brach in ein irr-sinniges, hysterisches Gelächter aus, Mich Greenwood fiel in Ohnmacht.

Am anderen Morgen fand man den Haushofmeister Onissim, den früheren Kammerdiener der verstorbenen Fürstin, tot auf seinem Lager auf. In seinen verkrampften Händen hielt er die Scherben der zerbrochenen Tasse.“

(Einsig berechnete Überetzung  
von Siegfried von Begeßat.)

## Gesellschaft und Mode

Die Kosaken-Mode. Die russischen Flüchtlinge haben in den Jahren nach dem Kriege in den westlichen Ländern die Mode stark bestimmt, so wie es nach der französischen Revolution die französischen Emigranten getan haben. Besonders in Paris ist dieser russische Einfluß sehr deutlich und äußert sich nicht nur in russischen Restaurants, russischen Kabaretts und russischen Theatern, sondern auch in der Kleidung. Das neueste Zeichen dieses russischen Elements ist die „Kosaken-Mode“, die jetzt das Äußere der Damen in wunderlicher Weise bestimmt. Ihren Ausgang hat diese Mode von einem Theaterstück genommen, das im Pariser Théâtre Michel gespielt wird. In diesem Stück „Der Mann, der Banjo spielte“, sind eine große Anzahl von Damen kostümiert zu sehen, die von der bekannten Modedesignerin Jane Renourard entworfen wurden und bis in alle Einzelheiten die Tracht der Kosaken nachahmen. Die langen Samtröcke, deren kräftiges Rot gut zu dem Besatz von grauem Astrachan paßt, harmonisieren mit kurzen Crepe-de-Chine-Röcken in demselben Ton. Dazu wird ein hoher Astrachanturban getragen, und die langschäftigen Ruffstiefel dürfen natürlich nicht fehlen. Der Schmuck schlägt ebenfalls in den langen Ohrringen und der groben Halskette eine östliche Note an. Diese Kosakenkostüme sind nun rasch von der Bühne auf die Straße herabgestiegen. Elegante Pariserinnen schwärmen für den Kosakenturban, den Kosakenrock, die Kosakenstiefel. Die Röcke sind um die Taille fest anliegend und fallen dann zu einer Art „Schirmglocke“ auseinander, deren Saum von einem breiten Pelzbesatz geziert ist. Im Zusammenhang mit dieser Mode ist Astrachan in diesem Jahre sehr beliebt. Die Hüte erhalten vielfach die Form der hohen Kosakenmützen und werden mit Diamantpfeilen geschmückt. Überhaupt ist die Verbindung von Samt und Pelz in allen möglichen Materialien und Farben der „letzte Schrei“.